

Probleme der Philosophie

Texte aus der neueren Diskussion

Hrsg. von Chr. Jäger, M. Quante und M. Willaschek

Marcus Willaschek (Hrsg.)

Realismus

Ferdinand Schöningh

Paderborn · München · Wien · Zürich

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Einleitung: Die neuere Realismusedebatte in der analytischen Philosophie	9
Teil 1. Begriff und Realität	
<i>Donald Davidson</i> : Was ist eigentlich ein Begriffsschema?	33
<i>Thomas Nagel</i> : Begriff und Realität	53
<i>Richard Rorty</i> : Die glücklich abhandengekommene Welt	67
Teil 2. Wahrheit und Bezugnahme	
<i>Hilary Putnam</i> : Realismus und Vernunft	87
<i>J.J.C. Smart</i> : Metaphysischer Realismus	107
<i>Michael Devitt</i> : Der abtrünnige Putnam	111
<i>Hilary Putnam</i> : Das modelltheoretische Argument und die Suche nach dem Realismus des Common sense	125
Teil 3. Bivalenz und andere Realismuskriterien	
<i>Michael Dummett</i> : Realismus und die Theorie der Bedeutung	143
<i>Simon Blackburn</i> : Wahrheit, Realismus und Theorienregulation	177
<i>Crispin Wright</i> : Wohin führt die aktuelle Realismusedebatte? ..	209
Auswahlbibliographie	243
Textnachweise	247

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Realismus/Hrsg. Marcus Willaschek. -
Paderborn; München; Wien; Zürich: Schöningh, 2000
(UTB für Wissenschaft: Uni-Taschenbücher; 2143)
ISBN 3-506-99511-1 (Schöningh)
ISBN 3-8252-2143-1 (UTB)

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier © ISO 9706

© 2000 Ferdinand Schöningh, Paderborn
(Verlag Ferdinand Schöningh GmbH, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)
ISBN 3-506-99511-1

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Ver-
vielfältigungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in
elektronischen Systemen.

Printed in Germany.
Herstellung: Ferdinand Schöningh, Paderborn
Einbandgestaltung: Atelier Reichert, Stuttgart

UTB-Bestellnummer: ISBN 3-8252-2143-1

Vorwort

Gibt es Regentropfen, Häuser, Menschen, Gebirge, kurz: gibt es die Wirklichkeit unabhängig davon, was wir über sie sagen, denken und wissen können? Oder existiert eine „Wirklichkeit“ nur relativ zu unseren Begriffen und sprachlichen Ausdrücken? Handelt es sich hier überhaupt um eine echte Alternative? Um diese und ähnliche Fragen geht es in der neueren Realismusdebatte, wie sie vor allem im englischen Sprachraum seit den 70er Jahren intensiv geführt wird. Der vorliegende Sammelband macht eine Auswahl besonders wichtiger Beiträge zu dieser Debatte bequem zugänglich, die Mehrzahl davon erstmals in deutscher Sprache. Eine ausführliche Einleitung erläutert die Grundbegriffe der Realismusdebatte und ordnet die Texte in ihren Diskussionszusammenhang ein; eine Auswahlbibliographie verweist auf weiterführende Literatur. Der Band eröffnet so einen Zugang zur aktuellen Diskussion um den Realismus und ist besonders als Textgrundlage im Rahmen einer einführenden Seminarveranstaltung geeignet.

Christoph Jäger, Michael Quante und Rosemarie Rheinwald danke ich für wertvolle Verbesserungsvorschläge zur Einleitung. Birger Brinkmeier danke ich für die Übersetzung der bisher nicht auf deutsch erschienenen Texte, Wolfgang R. Köhler vom Forum für Philosophie für die Erlaubnis, meine Übersetzung des Aufsatzes von Crispin Wright wiederzuverwenden. Mein besonderer Dank gilt Hilary Putnam, der für diesen Band einen Originalbeitrag verfaßt hat.

Münster, im November 1999

M.W.

Marcus Willaschek

Einleitung: Die neuere Realismusdebatte in der analytischen Philosophie*

1. Worum es geht
2. Spielarten des Realismus
3. Semantische Realismusformulierungen
4. Realismus, Antirealismus und Neutralismus
5. Zur Vorgeschichte der aktuellen Realismusdebatte
6. Zu den Texten dieses Bandes und ihrem Zusammenhang

1. WORUM ES GEHT

Man kann dieselbe Sache auf viele verschiedene Weisen beschreiben: Als einen Baum, als Ökosystem, als Buche, als Wohnort von Feen, als materiellen Gegenstand, als Hindernis, als Nistplatz, als Nahrungsquelle, als Teil eines Waldes, als „Beiche“ (entweder Buche oder Eiche) usw. usw. Jede dieser Beschreibungen kann, aus einer geeigneten Perspektive und in einem entsprechenden Kontext, angemessen und richtig sein. Es ist ein moderner Gemeinplatz, daß die Wirklichkeit keine eigene Sprache spricht. Die Dinge beschreiben sich nicht selbst, sondern wir beschreiben sie, und zwar in Abhängigkeit von unseren Begriffen und sprachlichen Ausdrücken, unserem Wahrnehmungsapparat und unseren Interessen. Der Vielfalt der Sprachen, Kulturen und Interessen entspricht daher eine Vielfalt von Beschreibungsweisen und Weltbildern.

Von dieser unstrittigen Feststellung ist es nur ein kleiner Schritt zu einer philosophischen Frage, deren richtige Beantwortung äußerst umstritten ist: Wenn zwei Beschreibungen der Wirklichkeit weitgehend oder sogar vollständig voneinander abweichen, kann man dann überhaupt noch davon sprechen, daß sie Beschreibungen *derselben*

* Diese Einleitung beruht zum Teil auf einer ausführlicheren Darstellung in Willaschek 1999.

Wirklichkeit sind? Kann man jemals wissen, wie die Wirklichkeit, die sich auf diese unterschiedlichen Weisen beschreiben läßt, selbst beschaffen ist? Wie es scheint, führt jeder Versuch, die Wirklichkeit „an sich“ zu beschreiben, nur zu einer weiteren *Beschreibung* der Wirklichkeit. Viele Philosophen halten es daher für fraglich, ob die Rede von einer erkenntnis- und beschreibungsunabhängigen Wirklichkeit „an sich“ überhaupt sinnvoll ist.

Andererseits scheint die Idee einer Beschreibung, eines Bildes oder einer Theorie etwas vorauszusetzen, das beschrieben, abgebildet oder erklärt wird. Und da es neben richtigen auch falsche Beschreibungen gibt, scheint deren Richtigkeit nicht nur vom gewählten Darstellungsmedium, sondern auch von der Wirklichkeit selbst abzuhängen. Muß diese Wirklichkeit, so fragen andere Philosophen, nicht von unserer Sprache und unseren Begriffen unabhängig sein?

Das ist das Thema der philosophischen Debatte um den Realismus. Dabei versteht man unter Realismus die These, daß die Wirklichkeit *denkunabhängig* ist, genauer: daß die *Existenz* und die *Beschaffenheit* der Wirklichkeit nicht davon abhängen, was Menschen (und andere Wesen) darüber *denken* (sagen, wissen) können. Diese These, nennen wir sie „R“, erlaubt allerdings zahlreiche Differenzierungen, je nachdem, wie man die zentralen Begriffe *Wirklichkeit*, *Abhängigkeit* und *Denken* versteht. Einige Hinweise müssen hier genügen.

2. SPIELARTEN DES REALISMUS

2.1 *Realismen*. Auch ein Realist kann zugestehen, daß es außer den denkunabhängig existierenden Dingen und Eigenschaften vielleicht auch solche gibt, die in einer näher zu bestimmenden Weise *denkabhängig* sind (z.B. Farben, Werte, Zahlen). Statt nach der Denkunabhängigkeit der Wirklichkeit *insgesamt* zu fragen, ist es deshalb üblich geworden, je nach Gegenstandsbereich zwischen unterschiedlichen *Realismen* zu unterscheiden. Die jeweilige Gegenposition bezeichnet man dann als *Antirealismus*. In diesem Band geht es in erster Linie um Realismus und Antirealismus hinsichtlich makroskopischer Gegenstände in Raum und Zeit (z.B. Tische, Bäume, Flüsse oder Menschen). Ein anderer wichtiger Bereich, der sich von dem hier behandelten nicht immer trennen läßt, ist derjenige sog. „theoretischer

Entitäten“ in den Naturwissenschaften, also jener Objekte wie z.B. Elektronen oder Röntgenstrahlen, die zwar nicht unmittelbar beobachtet werden können, deren Existenz aber theoretisch erschlossen werden kann. Die Auffassung, daß diese Gegenstände unabhängig von unseren jeweiligen Theorien über sie existieren, bezeichnet man als „wissenschaftlichen“ oder auch „wissenschaftstheoretischen Realismus“ („scientific realism“; vgl. Leplin 1984, Papineau 1996). Außerdem diskutiert man den Realismus u.a. mit Blick auf moralische Werte („moralischer Realismus“; vgl. Sayre-McCord 1988, Schaber 1997), mathematische Objekte („mathematischer Realismus“ oder „Platonismus“; vgl. Dummett 1973, Field 1982, Maddy 1988) und die Objekte religiöser Einstellungen („theologischer Realismus“; vgl. z.B. Jäger 1998, Einleitung und Kap. V). Diese Diskussionen spielen in diesem Band jedoch nur eine untergeordnete Rolle.

2.2 *Grade des Realismus*. Ein uneingeschränkter Realismus hinsichtlich eines Bereichs der Wirklichkeit kann sich auf die einfache These beschränken, daß der fragliche Bereich in *keiner Weise* von *irgend etwas* Mentalem abhängt. Nennen wir diese Auffassung *radikalen Realismus* oder *RR*. Davon lassen sich verschiedene schwächere Formen unterscheiden.

2.2.1 Man kann Denkunabhängigkeit entweder als Unabhängigkeit von dem verstehen, was Menschen gedanklich erfassen bzw. sprachlich ausdrücken können, oder aber von dem, was sie wissen, verifizieren oder wenigstens begründen können. Im ersten Fall wäre die Wirklichkeit unabhängig von unseren *Denkmöglichkeiten*. Im zweiten Fall hinge die Wirklichkeit zwar davon ab, was wir begrifflich überhaupt erfassen können, nicht aber davon, was für uns (und ähnliche Wesen) erkennbar ist. In diesem Fall wäre a priori sichergestellt, daß sich die Wirklichkeit konsistent beschreiben läßt; es bliebe aber offen, ob wir auch feststellen können, welche der vielen konsistenten Beschreibungen wahr ist. Man kann dies als *gemäßigten Realismus* bezeichnen.

2.2.2 Weiter können wir zwischen *aktualen* und bloß *möglichen* Erkenntnissen unterscheiden. Die These, daß die Wirklichkeit von unserem tatsächlichen Wissen abhängt, ist offenbar wesentlich stärker als die These, daß sie von der bloßen *Möglichkeit* von Wissen über sie abhängt. Man kann die Auffassung, daß die Wirklichkeit zwar nicht von unserem jetzigen Wissensstand abhängt, daß aber kein Bereich der Wirklichkeit prinzipiell unerkennbar ist, als *schwachen Realismus*

bezeichnen. Dessen Prototyp ist Kants Kombination von „transzendentalen Idealismus“ und „empirischem Realismus“ (vgl. Kant 1781, 375): Kant zufolge handelt es sich bei der empirischen Wirklichkeit in Raum und Zeit um eine Welt denkabhängiger Erscheinungen; doch das bedeutet nicht, daß nur existiert, was jemand sich vorstellt oder erkennt, sondern daß nichts existiert, dessen Existenz sich prinzipiell nicht *feststellen* ließe. Die Bedingungen der Möglichkeit der Erfahrung, so Kants transzendentaler Idealismus, sind zugleich die Bedingungen der Möglichkeit der *Gegenstände* der Erfahrung (vgl. Kant 1781, 158). Das wichtigste moderne Beispiel für einen schwachen Realismus ist der von Hilary Putnam in den späten 70er und frühen 80er Jahren vertretene „interne Realismus“ (vgl. in diesem Band, 87-105, sowie Putnam 1981, Kap. 2; Putnam 1990, Teil 1). Schwache Formen des Realismus sollen einerseits den realistischen Aspekten von Alltagsverstand und Wissenschaft gerecht werden, sie jedoch andererseits philosophisch in ein antirealistisches Bild einbetten. Man kann sie daher mit demselben Recht als Formen des Antirealismus betrachten.

2.2.3 Eine letzte Differenzierung betrifft die Frage, was an der Wirklichkeit denkunabhängig ist und was nicht. Die wenigsten Realisten nehmen an, daß alles, was es gibt, auch denkunabhängig ist: So sind farbige Oberflächen ein Teil der Wirklichkeit, aber einer verbreiteten Auffassung nach ist die Farbigkeit eines Gegenstandes nicht unabhängig davon, daß er einem geeigneten Beobachter unter geeigneten Umständen farbig erscheint. Klassische Kandidaten für denkunabhängige Eigenschaften der Wirklichkeit sind die sogenannten „primären Qualitäten“, also räumliche und zeitliche Ausdehnung und Gestalt. Bestreitet man auch deren Unabhängigkeit, so bleibt als Schwundstufe des Realismus nur noch die These, daß es zwar eine denkunabhängige Wirklichkeit gibt, daß jedoch alle ihre Eigenschaften und Strukturen von unserem Denken abhängen. Michael Devitt hat dies als „Feigenblatt-Realismus“ bezeichnet (vgl. Devitt 1991, 23).

2.3 *Realismus und Wissen*. Einer Reihe von Autoren ist *RR* als Formulierung des Realismus jedoch nicht zu stark, sondern zu schwach. Sie ergänzen die ontologische *Unabhängigkeitsthese* (also *R*) durch eine *epistemische Zugänglichkeitsthese* (*EZ*), wonach wir (Menschen) über den fraglichen Gegenstandsbereich etwas *wissen* bzw. ihn in wissenschaftlichen Theorien adäquat beschreiben können (vgl. z.B.

Horwich 1990, 57; Franzen 1992, 23; v. Kutschera 1995, 445). Tatsächlich halten viele Realisten die Wirklichkeit nicht nur für denkunabhängig, sondern zugleich für erkennbar. Es sprechen jedoch zwei Gründe dagegen, *EZ* in die *Formulierung* des Realismus aufzunehmen. Erstens sind *R* und *EZ* nicht nur zwei voneinander unabhängige, sondern sogar gegenläufige Thesen: Je „unabhängiger“ die Wirklichkeit von unserem Denken, desto schwieriger ist es, die Möglichkeit von Wissen über sie zu erklären. Zweitens würden erkenntnistheoretische Skeptiker (die *EZ* ablehnen) damit nicht als Realisten gelten. Doch wie Thomas Nagel schreibt, macht erst „der Realismus den Skeptizismus verständlich“, da die Möglichkeit radikalen Irrtums hinsichtlich einer Welt, die von unserem Denken *abhängt*, kaum vorstellbar ist (vgl. in diesem Band, 53; zum Zusammenhang zwischen Realismus und Skeptizismus vgl. auch Grundmann/Stüber 1996).

3. SEMANTISCHE REALISMUSFORMULIERUNGEN

Wie wir gesehen haben, kann es sich ein radikaler Realist mit der Formulierung seiner Position leicht machen, indem er sich darauf beschränkt zu bestreiten, daß die Wirklichkeit in irgendeiner Hinsicht von irgend etwas Mentalem abhängt. Die Gegner des Realismus stehen dagegen vor der Frage, *in welcher Hinsicht* die Wirklichkeit von unserem Denken abhängen soll. Sie müssen erst einmal verständlich machen, was es überhaupt heißen soll, daß die Wirklichkeit denkabhängig ist, und sie müssen dies auf eine Weise tun, die ihre These nicht sofort als falsch oder gar absurd erscheinen läßt (vgl. dazu Willaschek 1999, Kap. 1).

Andererseits hegen viele Antirealisten den Verdacht, daß sogenannte *ontologische* Formulierungen des Realismus wie *R* (also Thesen über den Status der *Wirklichkeit*) unverständlich oder sinnlos sind. Wer zum Beispiel den Realismus mit der Begründung ablehnt, daß wir nur auf eine denkabhängige Wirklichkeit erfolgreich Bezug nehmen können, der muß bereits den Versuch, sich mit Ausdrücken wie „Wirklichkeit“ oder „Gegenstand“ auf etwas völlig Denkunabhängiges zu beziehen, für sinnlos halten. Viele Kritiker des Realismus ersetzen daher die ontologische Rede von „Wirklichkeit“, „Gegenständ-

den“ usw. durch *semantische* Ausdrücke, d.h. durch solche, die nicht direkt die Wirklichkeit betreffen, sondern die *Beziehung* zwischen Sprache bzw. Denken auf der einen und der Wirklichkeit auf der anderen Seite.

Die wichtigsten Ausdrücke dieser Art sind die Wörter „wahr“ und „Wahrheit“. So wird unter Realismus z.B. häufig die These verstanden, daß Wahrheit in einer Korrespondenz oder Übereinstimmung zwischen Überzeugungen (bzw. Sätzen, Aussagen) und der Wirklichkeit besteht. Dies liegt nahe, weil die traditionellen Alternativen zu dieser Korrespondenztheorie der Wahrheit mit dem Realismus nur schwer zu vereinbaren sind. So macht v.a. die Kohärenztheorie, der zufolge eine Überzeugung dann wahr ist, wenn sie mit anderen Überzeugungen in einem kohärenten Zusammenhang steht, die Wahrheit nicht von einer unabhängigen Wirklichkeit, sondern von anderen Überzeugungen abhängig. Allerdings ist der Zusammenhang zwischen Realismus und Korrespondenztheorie nicht strikt, da auch eine Kohärenztheorie der Wahrheit natürlich nicht *ausschließt*, daß es eine denkunabhängige Wirklichkeit gibt. Umgekehrt ist eine Korrespondenztheorie auch mit einer antirealistischen Auffassung vereinbar. (Unsere wahren Überzeugungen würden dann eben einer *denkabhängigen* Wirklichkeit korrespondieren). Hinzu kommt, daß in neuerer Zeit mit der Redundanztheorie, der Disquotations- und anderen „minimalen“ Wahrheitstheorien Alternativen zu Korrespondenz- und Kohärenzauffassungen zur Verfügung stehen, die ebenfalls mit dem Realismus vereinbar sind (vgl. Franzen 1982; Horwich 1990, Wright 1992a, in diesem Band 219).

Auf einige weitere semantische Realismusformulierungen (u.a. „Wahrheit ist radikal nicht-epistemisch“, „Jede Aussage ist entweder wahr oder falsch“) werde ich weiter unten im Zusammenhang mit den Beiträgen Putnams und Dummetts eingehen (vgl. 6.2.1 und 6.3.1). Für die meisten semantischen Realismusformulierungen gilt allerdings, daß sie in folgendem Sinn „anspruchsvoller“ als ontologische Formulierungen sind: die semantischen Formulierungen implizieren die ontologischen, aber nicht umkehrt. Das ist insofern bemerkenswert, als semantische Formulierungen häufig gerade von Gegnern des Realismus verwendet werden, um den Realismus zu kritisieren. Die meisten Realisten bestreiten daher, daß eine noch so überzeugende Kritik an diesen Thesen den Realismus insgesamt trifft (vgl. dazu Devitt 1991, Kap. 4; Willaschek 1999, Kap. 2).

4. ANTIREALISMUS UND NEUTRALISMUS

4.1 *Spielarten des Antirealismus*. Die These des Realismus läßt sich in zwei Teilthesen zerlegen: eine *Existenzbehauptung*, daß es Gegenstände einer bestimmten Art tatsächlich gibt, und eine darauf aufbauende *Unabhängigkeitsthese*, daß diese Gegenstände auf denkunabhängige Weise existieren. Dementsprechend gibt es auch zwei grundsätzliche Gegenpositionen zum Realismus, je nachdem, welche der beiden Thesen bestritten wird. Der *eliminative* Antirealismus bestreitet bereits, daß es die fraglichen Gegenstände überhaupt gibt. Der *idealistische* Antirealismus erkennt ihre Existenz an, betrachtet sie aber als *denkabhängig*.

Der eliminative Antirealismus ist allerdings mit Blick auf Alltagsgegenstände (anders als vielleicht im Fall theoretischer Entitäten) eine wenig plausible Position, denn kaum jemand wird sagen wollen, daß es Menschen, Bäume und Häuser in Wirklichkeit gar nicht gibt. Selbst ein strenger Physikalist (der behauptet, es gebe *ausschließlich* Elementarteilchen, Wellen, Felder und ähnliches) kann zugestehen, daß es auch Menschen, Bäume usw. gibt. Er wird lediglich darauf bestehen, daß deren Existenz sich vollständig auf die Existenz von physikalisch beschreibbaren Entitäten zurückführen läßt. Der eliminative Antirealismus spielt daher im folgenden keine Rolle.

Was den idealistischen Antirealismus betrifft, so lassen sich zwei Grundtypen unterscheiden: Der *relativistischen* Variante zufolge gibt es verschiedene Formen des Denkens (z.B. unterschiedliche Begriffsschemata, inkommensurable Theorien) und die fraglichen Gegenstände existieren relativ zu einigen dieser Formen, relativ zu anderen hingegen nicht. So hat zum Beispiel Nelson Goodman die radikale Auffassung vertreten, daß wir durch das Herstellen neuer Beschreibungen oder Darstellungen buchstäblich neue Welten hervorbringen (vgl. Goodman 1978). Die *nichtrelativistische* Variante besagt dagegen, daß allen Formen des Denkens und Sprechens dieselben Grundstrukturen zugrundeliegen und die fraglichen Gegenstände in Abhängigkeit von diesen Grundstrukturen existieren.

4.2 *Neutralismus*. Neben den verschiedenen Formen von Realismus und Antirealismus gibt es in der gegenwärtigen Debatte noch eine weitere Option, die man als „Neutralismus“ bezeichnen kann. Sie läßt sich durch zwei Thesen kennzeichnen: (1) Die berechtigten vorphilosophischen Ansichten über einen bestimmten Gegenstandsbereich

sind sowohl mit einer (wohlverstandenen) realistischen als auch mit einer (wohlverstandenen) antirealistischen Auffassung vereinbar. (2) Die Elemente realistischer und antirealistischer Auffassungen, die nicht mit den berechtigten vorphilosophischen Ansichten über den Gegenstandsbereich vereinbar sind, sind entweder sinnlos oder falsch. Dieser Auffassung zufolge unterscheiden sich Realismus und Antirealismus also nur in ihren sinnlosen (oder falschen) Teilen, während sie in ihrem berechtigten Kern übereinstimmen. Die Debatte zwischen Realisten und Antirealisten liefe demnach ins Leere (vgl. Rorty 1972, in diesem Band 67-85; Blackburn 1980, in diesem Band 177-208; Fine 1984a, 1984b).

5. ZUR VORGESCHICHTE DER AKTUELLEN REALISMUSDEBATTE

Der Realismus hat den Alltagsverstand auf seiner Seite. Es fragt sich daher, wie es überhaupt zu einer philosophischen Debatte um den Realismus gekommen ist. Handelt es sich bei *R* nicht um eine alltägliche Trivialität, die kein vernünftiger Mensch bezweifeln kann?

5.1 *Realismus als neuzeitliches Problem.* Tatsächlich hat es eine „Realismusdebatte“ in unserem Sinn weder in der Antike noch im Mittelalter gegeben (vgl. Burnyeat 1982; Denyer 1991). Zwar verteidigte bereits Platon eine Position, die im Mittelalter den Namen „Realismus“ erhielt, doch handelt es sich dabei um die Auffassung, daß es außer den einzelnen Gegenständen, die z.B. rot oder rund sind, auch sogenannte „Universalien“ wie Rote oder Rundheit gibt. Es geht bei Platons „Universalienrealismus“ also nicht um die obige These *R*. Dennoch darf man annehmen, daß Platon und seine Zeitgenossen dieser These ohne weiteres zugestimmt hätten – falls es ihnen in den Sinn gekommen wäre, sich dazu zu äußern. Bemerkenswert ist nämlich, daß Thesen wie *R* in der Antike und im Mittelalter allem Anschein nach *weder* behauptet *noch* bestritten worden sind.

Eine Diskussion um den Realismus in unserem Sinn beginnt erst im 18. Jahrhundert, nachdem Berkeley als erster Philosoph den Realismus ausdrücklich in Frage stellt: *Esse est percipi* („Sein ist Wahrgenommenwerden“), so Berkeleys berühmter Slogan. Er reagiert damit auf die zu-

erst von Descartes formulierte und von Locke aufgenommene These, daß wir *unmittelbares* Wissen nur von den „Ideen“ (Vorstellungen) in unserem Geist haben können. Berkeley akzeptiert diese These und zieht aus ihr die radikale Konsequenz, daß der Begriff einer denkunabhängigen Wirklichkeit sinnlos ist: Wir könnten von ihrer Existenz niemals etwas wissen, eine Übereinstimmung zwischen ihr und unseren Ideen sei aufgrund der Unvergleichbarkeit beider Seiten unmöglich und bereits die Vorstellung eines unvorstellbaren Gegenstandes, so Berkeley, sei widersprüchlich (vgl. dazu auch Nagel 1986, in diesem Band 57). Berkeley zufolge sind Gegenstände wie ein Baum oder ein Tisch deshalb nichts anderes als „Bündel von Ideen“, deren Existenz *ausschließlich* darin besteht, daß ein Geist sie „wahrnimmt“ – eine Position, die im Laufe des 18. Jahrhunderts den Namen „Idealismus“ erhalten hat. Aus ihr folgt unmittelbar, daß die Wirklichkeit *nicht* denkunabhängig ist.

Seither ist die Diskussion um Realismus und Antirealismus eine der entscheidenden philosophischen Grundsatzdebatten, die fast alle Bereiche der Philosophie betrifft. In dieser Debatte haben die im weiteren Sinn idealistischen Positionen zumeist die Oberhand behalten: vom „transzendentalen Idealismus“ Kants über den „absoluten Idealismus“ Hegels bis zum Konstruktivismus, Dekonstruktivismus und Neopragmatismus unserer Tage dominieren in der Diskussion die Gegner des Realismus. Eine Ausnahme von dieser Regel scheint allerdings die analytische Philosophie darzustellen.

5.2 *Realismus und Antirealismus in der analytischen Philosophie.* Die drei „Stammväter“ der analytischen Philosophie, Frege, Russell und Moore, verbanden um die Wende zum 20. Jahrhundert das Programm einer logischen Analyse und Präzisierung der Sprache mit einer Kritik am Idealismus und verteidigten eine dezidiert realistische Auffassung. Bis heute ist in der analytischen Philosophie und ihren Ausläufern eine „pro-realistische“ Grundhaltung wirksam geblieben. Andererseits haben aber bereits mit dem Frühwerk Wittgensteins idealistische Thesen in die analytische Philosophie Einzug gehalten („Die Grenzen meiner Sprache bedeuten die Grenzen meiner Welt“, Wittgenstein 1921, 5.6). Die Spannungen, die sich aus der Verbindung von realistischen und antirealistischen Elementen ergeben, sind dann im Logischen Positivismus deutlich zu Tage getreten. Da sich die neuere Realismusdebatte u.a. aus einer Kritik am Logischen Positivismus ergeben hat, lohnt es sich, auf ihn etwas näher einzugehen. Zwei Punkte sind besonders hervorzuheben: erstens die Diskussion um die „Protokollsätze“, zweitens das Verifikationsprinzip.

5.2.1 Ein Grundanliegen des Logischen Positivismus war eine strikt empiristische Rekonstruktion wissenschaftlicher Erkenntnis. Dazu gehörte die Unterscheidung zwischen Aussagen, die sich durch unmittelbare Beobachtung überprüfen lassen („Protokollsätze“), und den auf sie gestützten Theorien. Moritz Schlick forderte, Protokollsätze müßten theorieunabhängig verstehbar und überprüfbar sein (vgl. Schlick 1934). Diese Forderung hielt Otto Neurath für unerfüllbar: Theorie und Beobachtung seien nicht strikt voneinander zu trennen, sondern bildeten einen holistischen (d.h. ganzheitlichen) Begründungszusammenhang (vgl. Neurath 1932). Wenn wir aber zur Wirklichkeit immer nur vermittelt durch Theorien Zugang haben, dann können wir über eine theorieunabhängige Wirklichkeit keine empirisch begründeten Aussagen machen. In einem empiristischen Rahmen scheint die Kritik an der strikten Trennung von Theorie und Beobachtung daher die Ablehnung des Realismus nach sich zu ziehen (vgl. dazu auch die Texte von Davidson und Rorty in diesem Band, die an diesen Gedanken anknüpfen).

5.2.2 Dem Verifikationsprinzip zufolge ist eine (nichtanalytische) Aussage nur dann sinnvoll, wenn ihre Wahrheit oder Falschheit sich empirisch feststellen läßt. Gestützt auf dieses Kriterium lehnte Rudolf Carnap den Streit zwischen Realismus und Idealismus als ein empirisch unentscheidbares „Scheinproblem“ ab, das lediglich auf einem Mißbrauch der Sprache beruhe (Carnap 1928, § 7). Doch anders als Carnap behauptet, scheint das Verifikationsprinzip nicht die Sinnlosigkeit, sondern die Falschheit des Realismus zu implizieren: Wenn Aussagen über eine unerkennbare Wirklichkeit diesem Kriterium zufolge nicht falsch, sondern sinnlos sind, dann ist die vollständige Erkennbarkeit der Wirklichkeit eine begriffliche Wahrheit – die Wirklichkeit wäre an unsere Erkenntnismöglichkeiten gebunden (vgl. dazu Willaschek 1999, Kap. 3).

5.3 *Quines Kritik am Logischen Positivismus.* Es ist die Kritik am Logischen Positivismus durch Autoren wie W.V.O. Quine, Wilfried Sellars und Hilary Putnam, die den Anfang der „neueren“ Realismusdebatte in der analytischen Philosophie markiert (vgl. z.B. Quine 1951, Sellars 1956; Putnam 1962). Der entscheidende Wendepunkt ist Quines Angriff auf die beiden „Dogmen des Empirismus“: (1) die strikte Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Sätzen sowie (2) die Annahme, daß die Bedeutung aller sinnvollen Sätze sich letztlich darauf zurückführen läßt, daß es Sätze gibt, deren

Wahrheit unmittelbar an der Erfahrung überprüft werden kann. Quines Kritik läuft auf die ähnlich bereits von Neurath vertretene Auffassung hinaus, daß sich für jeden einzelnen Satz, den wir für wahr halten, aufgrund neuer Erfahrungen im Prinzip herausstellen kann, daß wir ihn aufgeben müssen. Umgekehrt gibt es aber auch keine Sätze, deren Revision durch Erfahrung *erzwungen* werden könnte. Die Wahrheit eines *jeden* Satzes ist erfahrungsabhängig, doch *für sich allein genommen* hat *kein* Satz empirischen Gehalt. Nur ganze Theorien, so Quine, können durch die Erfahrung bestätigt oder widerlegt werden.

Mit der strikten Unterscheidung zwischen Beobachtungssätzen und theoretischen Aussagen entfällt Quine zufolge auch diejenige zwischen unmittelbar wahrnehmbaren und theoretisch erschlossenen Gegenständen. Für die Frage des Realismus bedeutet das einerseits, daß die Gegenstände wissenschaftlicher Theorien, insbesondere der Physik, nicht schlechter dastehen als die vertrauten Alltagsgegenstände: Wenn die Theorien, die diese Gegenstände postulieren, *wahr* sind – und die Physik hat Quine zufolge die besten Aussichten, der Wahrheit zumindest nahezukommen –, dann *gibt* es diese Gegenstände auch. Das ist die realistische Seite der Quineschen Position. Andererseits stellen sich auf diese Weise *alle* Gegenstände als theoretische Setzungen heraus; selbst Alltagsgegenstände wie Tische und Bäume gibt es nur relativ zu einer „Theorie“, in der ihre Existenz angenommen wird (vgl. Quine 1981). Auch wenn Quine sich selbst als Realisten bezeichnet, legt seine Position also durchaus auch antirealistische Konsequenzen nahe.

6. ZU DEN TEXTEN DIESES BANDES UND IHREM ZUSAMMENHANG

Bisher haben wir uns in dieser Einleitung vor allem mit der Frage beschäftigt, was genau unter Realismus und seinen Gegenpositionen zu verstehen ist. In den folgenden Texten steht dagegen zumeist die Frage im Vordergrund, welche *Argumente* für und welche gegen den Realismus sprechen. Ohne diese Argumente hier im einzelnen vorwegzunehmen, möchte ich abschließend einige der Grundgedanken der Beiträge skizzieren und erläutern sowie auf ihren Zusammenhang hinweisen.

6.1 *Teil 1: Davidson, Nagel, Rorty.* In Davidsons Aufsatz über den Begriff des Begriffsschemas geht es nicht ausdrücklich um den Realismus. Daß Davidsons Überlegungen zum Verhältnis zwischen Denken, Sprache und Wirklichkeit dennoch von größter Bedeutung für die Diskussion um den Realismus sind, ist unumstritten; strittig ist allerdings, ob sie *für* oder *gegen* den Realismus sprechen oder vielleicht sogar zeigen, daß die Realismusdebatte *gegenstandslos* ist.

6.1.1 Im Hintergrund der Überlegungen Davidsons steht Quines Kritik an den beiden „Dogmen des Empirismus“ (s. oben, 5.3). Quine hatte die Konsequenz gezogen, daß nicht einzelne Sätze, sondern nur ganze Theorien „vor das Tribunal der Erfahrung treten“ (Quine 1951). Diesen „Dualismus von Schema und Inhalt“ (d.h. die Gegenüberstellung von unterschiedlichen Theorien, Begriffsschemata oder Sprachen auf der einen und einer ihnen neutral gegenüberstehenden Erfahrung oder Wirklichkeit auf der anderen Seite) kritisiert Davidson in seinem Artikel nun als das „dritte und vielleicht letzte“ Dogma des Empirismus. Zwei Personen oder Gruppen verfügen Davidson zufolge genau dann über unterschiedliche Begriffsschemata, wenn ihre Sprachen (ganz oder teilweise) nicht ineinander übersetzbar sind. Um feststellen zu können, wann wir es mit einem alternativen Begriffsschema zu tun haben, brauchten wir also ein Kriterium für Sprachlichkeit, das nicht an Übersetzbarkeit gebunden ist. Davidson will nun zeigen, daß es ein solches Kriterium nicht gibt: Damit wir jemanden als Sprecher einer Sprache betrachten können, müssen wir unterstellen, daß seine Äußerungen überwiegend wahr (sowie weitgehend konsistent) sind. Das besagt das sogenannte „Prinzip der Nachsichtigkeit“, ohne dessen Anwendung Sprachverstehen laut Davidson prinzipiell nicht möglich ist. Doch, so Davidson unter Berufung auf Tarski, eine Äußerung in einer fremden Sprache für wahr zu halten bedeutet, sie für übersetzbar in eine wahre Aussage unserer eigenen Sprache zu halten. Keine Sprache ohne Wahrheit, keine Wahrheit in fremden Sprachen ohne Übersetzbarkeit in die eigene Sprache. Das Kriterium für radikal unterschiedliche Begriffsschemata (Sprache, aber nicht übersetzbar) erweist sich damit als prinzipiell unerfüllbar.

Davidsons Ergebnis ist jedoch nicht, daß alle Menschen über *das-selbe* Begriffsschema verfügen, denn dazu müßte man zumindest die *Möglichkeit* unterschiedlicher Schemata verstehen können. Gerade das können wir Davidsons Argumentation zufolge aber nicht. Wir müssen deshalb den Schema-Inhalt-Dualismus ganz aufgeben. Was bedeutet dieser Schritt für den Realismus? Zum einen verschwindet

damit die Idee, daß zwischen uns und der Wirklichkeit *an sich* ein Begriffsschema steht, welches bestimmt, was *für uns* wirklich ist. Diese realismusfreundliche Konsequenz betont Davidson am Ende seines Aufsatzes (vgl. auch Davidson 1984, xviii). Andererseits erweist sich die Annahme, es könnte Eigenschaften oder Bereiche der Wirklichkeit geben, die in einer menschlichen Sprache nicht beschreibbar und insofern für Menschen gedanklich nicht erfaßbar sind, als begrifflich inkonsistent: Die Grenzen unserer Sprache, so die antirealistische Konsequenz der Überlegungen Davidsons, sind die Grenzen unserer Welt.

6.1.2 An dieser Stelle setzt die Kritik Thomas Nagels ein. Nagel verteidigt einen radikalen Realismus, dem zufolge die Wirklichkeit im Prinzip über alles hinausgehen könnte, was Menschen denken und erkennen können. Gegen Davidson wendet er ein, daß der Gedanke, es gebe etwas für uns Udenkbares, selbst keineswegs undenkbar ist. Man stelle sich vor, so Nagel, es gebe nur Menschen mit den geistigen Fähigkeiten von Neunjährigen, denen theoretische Errungenschaften wie z.B. die Relativitätstheorie prinzipiell verschlossen sind. Davidsons Argument besagt, daß jede sprachliche Äußerung in die jeweils eigene Sprache übersetzbar sein muß. Mit diesem Argument könnten die „Neunjährigen“ nun zeigen, daß es so etwas wie die Relativitätstheorie (und die von ihr beschriebenen Eigenschaften der Wirklichkeit) nicht geben kann – was Nagel zufolge zeigt, daß Davidsons Argument fehlerhaft sein muß. Zugleich argumentiert Nagel gegen die These Davidsons, die Idee von Bereichen der Wirklichkeit, die für uns nicht vorstellbar sind, sei inkonsistent: Könnte es nicht Wesen geben, deren kognitive Fähigkeiten sich zu den unseren so verhalten wie die unseren zu denen der „Neunjährigen“? Die Einsicht in die prinzipielle Begrenztheit und Endlichkeit unserer eigenen kognitiven Fähigkeiten, so Nagel, zwingt uns anzuerkennen, daß die Wirklichkeit über das für uns Vorstellbare hinausgehen kann und daß es Begriffe geben kann, die wir nicht verstehen können.

6.1.3 Während Davidson selbst seine Position als realistisch kennzeichnet und Nagel sie als idealistisch kritisiert, hat Richard Rorty bereits 1972 vorgeschlagen, sie als den entscheidenden Schritt zur Überwindung des Gegensatzes von Realismus und Idealismus zu verstehen. Rorty konstatiert eine Antinomie zwischen der verifikationistischen Auffassung Davidsons (wonach die Idee einer unübersetzbaren Sprache sinnlos sei) und einer realistischen Auffassung (wie derjenigen Nagels). Doch alles, was diese Antinomie zeige, sei die

Unerheblichkeit des ihr zugrundeliegenden Gegensatzes. Ein „realistischer“ Wahrheitsbegriff (Wahrheit als Korrespondenz mit einer denkunabhängigen Wirklichkeit) ist Rorty zufolge nur so weit berechtigt, wie er sich in Trivialitäten der Art „Der Satz ‚Schnee ist weiß‘ ist wahr genau dann, wenn Schnee weiß ist“ erschöpft. Rorty verschärft dies zu der These, daß jeder Begriff einer Welt „an sich“, von der die Wahrheit unserer Aussagen abhängt, sinnlos sei. Andererseits erweist sich die „idealistische“ Idee alternativer Begriffsschemata (denen jeweils eine eigene „Welt“ entsprechen würde) mit Davidsons Argument ebenfalls als leer. Selbst die zunächst idealismusverdächtige Kohärenztheorie der Wahrheit hätte also nicht die Konsequenz, daß es Wahrheit nur relativ zu einem der vielen möglichen kohärenten Überzeugungssysteme gibt, denn alle kohärenten Überzeugungssysteme sind ineinander übersetzbar, also letztlich ein und dasselbe System. Doch wenn die „realistische“ Korrespondenz- und die „idealistische“ Kohärenztheorie der Wahrheit sich nicht widersprechen, dann, so Rorty, bricht der Gegensatz von Realismus und Idealismus in sich zusammen. Tatsächlich hat Davidson später, offenbar unter dem Eindruck dieser und anderer Argumente Rortys (vgl. Rorty 1986), die These aufgegeben, seine Position sei realistisch (vgl. Davidson 1990, 302–309).

6.2 Teil 2: Putnam, Smart, Devitt, Putnam. Bis Mitte der 70er Jahre war Hilary Putnam einer der Hauptvertreter des Realismus in der analytischen Philosophie. In „Realismus und Vernunft“ kritisiert er seine frühere Auffassung nun als einen „metaphysischen Realismus“. Dieser sei auf einen „radikal nicht-epistemischen“ Wahrheitsbegriff und damit auf die These festgelegt, daß selbst eine in epistemischer Hinsicht ideale Theorie „in Wirklichkeit“ falsch sein könnte. Daß Wahrheit „radikal nicht-epistemisch“ (d.h. erkenntnisunabhängig) ist, bedeutet erstens, daß auch Aussagen, deren Wahrheitswert wir prinzipiell nicht ermitteln können, wahr oder falsch sein können. Zweitens bedeutet es, daß die *Wahrheit* einer Aussage nicht daraus folgt, daß wir sie (mit noch so guten Gründen) *für wahr halten*. Daher, so Putnam, könnte dem metaphysischen Realismus zufolge selbst eine ideale Theorie falsch sein: Eine Theorie, die durch alle vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Beobachtungen bestätigt wird und die zudem allen theoretischen Anforderungen wie Konsistenz, Einfachheit usw. genügt, müssen wir rationalerweise für wahr halten. Dennoch könnte sie dem metaphysischen Realismus zufolge in Wirklichkeit falsch sein, ohne daß wir dies jemals entdecken könnten, da die Wahrheit

und das, was wir dafür halten, prinzipiell voneinander unabhängig sind.

6.2.1 Gegen diese Auffassung wendet sich Putnam nun mit seinem sogenannten „modelltheoretischen Argument“: Wie jede Theorie besteht auch die ideale Theorie T_I zunächst nur aus Zeichen (z.B. Tinte auf Papier, Bytes im Computer, neuronalen Codierungen im Gehirn). Um sie als wahr oder falsch beurteilen zu können, muß man sie „interpretieren“, d.h. bestimmten dieser Zeichen bestimmte Gegenstände bzw. Mengen von Gegenständen zuordnen. Jede mögliche Konstellation von Gegenständen, welche die Theorie bei entsprechender Interpretation wahr machen würde, ist ein *Modell* der Theorie. Nun besagt ein Resultat der mathematischen Modelltheorie, daß eine Theorie wie T_I (unter bestimmten Bedingungen, die plausiblerweise als erfüllt gelten können) stets auch ein Modell M hat, das über dieselbe Anzahl von Individuen verfügt wie die Wirklichkeit. Man kann nun die Wirklichkeit gewissermaßen mit M identifizieren: Man bildet die Individuen des Modells und ihre Relationen untereinander so auf die Individuen und Relationen in der Wirklichkeit ab, daß jede Aussage, die mit Blick auf M wahr ist, auch mit Blick auf die Wirklichkeit wahr ist. Wir erhalten so eine Interpretation I_T von T_I , unter der T_I eine wahre Theorie über die Wirklichkeit ist. Allerdings gibt es keine Garantie, daß I_T die von uns „intendierte“ Interpretation ist, d.h. unserem Vorverständnis darüber entspricht, worauf sich die Ausdrücke der Theorie beziehen. So könnte es sein, daß das Wort „Katze“ sich unter I_T nicht auf Katzen, sondern auf Kirschen bezieht (vgl. Putnam 1981, Kap. 2 und Appendix). Vom Standpunkt der idealen Theorie aus gibt es aber keine Möglichkeit, zwischen der intendierten und möglichen nichtintendierten Interpretationen zu unterscheiden, da T_I selbst für den Fall, daß I_T nicht die intendierte Interpretation ist, laut Voraussetzung mit allen Beobachtungen übereinstimmt. T_I stellt sich also in jedem Fall als wahre Theorie über die Wirklichkeit heraus. Eine epistemisch ideale Theorie, so Putnams Ergebnis, kann nicht falsch sein: Wahrheiten, die uns selbst unter idealen Forschungsbedingungen entgehen würden, kann es nicht geben.

Wenn Putnams Argument zutrifft, bricht die Idee einer erkenntnisunabhängigen Wirklichkeit, mit der unsere wahren Überzeugungen übereinstimmen müssen, in sich zusammen. Doch das, so Putnam, bedeutet nicht das Ende des Realismus, sondern nur das Ende eines bestimmten metaphysischen Bildes. Der Realismus als eine *empirische* Auffassung über den Zusammenhang zwischen Sprache und

Wirklichkeit – Putnam spricht von „internem Realismus“ – bleibt dagegen bestehen: Die beste verfügbare Theorie menschlichen Sprachverhaltens erklärt die Funktion von Sprache und den pragmatischen Erfolg von Sprachverwendern unter anderem dadurch, daß sprachliche Ausdrücke sich auf Gegenstände in einer sprachunabhängigen Wirklichkeit beziehen. Doch diese Wirklichkeit ist nichts, was jenseits aller unserer Theorien läge, sondern selbst Gegenstand einer Theorie (z.B. einer Theorie über menschliches Sprachverhalten). Der Begriff einer unabhängigen Wirklichkeit, so Putnams interner Realismus, ist nur relativ zu einer Theorie sinnvoll, in der er eine explanatorische Rolle spielt; und von *dieser* Theorie ist die fragliche Wirklichkeit dann gerade nicht unabhängig.

6.2.2 Putnams interner Realismus und das modelltheoretische Argument gegen den metaphysischen Realismus haben eine weit verzweigte Debatte hervorgerufen. Der kurze Aufsatz von J.J.C. Smart steht für eine verbreitete Reaktion auf Putnams Argument (vgl. z.B. auch Lewis 1984): Das Argument *muß* fehlerhaft sein, da sein Ergebnis (die Ablehnung des metaphysischen Realismus) falsch ist. Letzteres will Smart anhand eines Gedankenexperiments zeigen: Wir können uns ein Universum vorstellen, das so beschaffen ist, daß die für uns ideale Theorie darüber falsch ist. Sollte es z.B. einen Teil des Universums geben, der mit unserem in keinerlei kausalem Kontakt steht, so wäre eine Theorie, die genau das behauptet, nicht ideal, da sie durch keine Beobachtungsdaten gestützt wäre, während die ideale Theorie die Existenz eines solchen Teils des Universums bestreiten würde und daher falsch wäre. Allerdings ist es gerade die Konsistenz solcher Szenarien, die zwischen Realisten und Antirealisten (bzw. internen Realisten) umstritten ist. Es handelt sich bei diesem Gedankenexperiment also nicht um ein unabhängiges Argument gegen Putnam, sondern um einen Beleg für die Stärke derjenigen Intuitionen, auf denen der metaphysische Realismus beruht.

6.2.3 Einen anderen Weg geht Michael Devitt, einer der schärfsten Kritiker des internen Realismus. Sein Haupteinwand gegen das modelltheoretische Argument beruht auf der sogenannten „Kausaltheorie der Bezugnahme“ (KTB). Dieser Theorie zufolge beziehen sich sprachliche Ausdrücke genau auf jene Gegenstände (bzw. Mengen von Gegenständen), zu denen sie in einer bestimmten kausalen Beziehung stehen: So bezieht sich z.B. der Eigenname „Aristoteles“ auf jene Person, die am Anfang einer kausalen Kette von Namensverwendungen auf diesen Namen „getauft“ worden ist. Um den Namen

korrekt zu verwenden, muß man diese kausale Beziehung nicht kennen – sie muß einfach nur existieren. Die Tatsache, daß *wir* nicht zwischen der intendierten und möglichen nichtintendierten Interpretationen der idealen Theorie unterscheiden können, bedeutet demnach nicht, daß alle Interpretationen, unter denen sich die Theorie als wahr herausstellt, gleichermaßen zulässig sind. Welche Interpretation tatsächlich die richtige ist, entscheiden die kausalen Beziehungen zwischen den sprachlichen Ausdrücken und der Welt. Wenn das Wort „Katze“ nun einmal zu Katzen in der fraglichen kausalen Beziehung steht, dann bezieht es sich eben auf Katzen – selbst dann, wenn es auch eine konsistente Interpretation unseres Sprachverhaltens geben sollte, die das Wort „Katze“ der Menge der Kirschen zuordnet.

Putnam hatte diesen Einwand vorhergesehen und darauf erwidert, daß es sich bei der KTB einfach nur um „noch mehr Theorie“ handle. Sie könne daher auch keine theorieneutrale Beziehung zwischen Sprache und Wirklichkeit stiften. Gegen diesen sogenannten „Noch mehr Theorie“-Schritt („*just more theory*“ move) wendet Devitt nun ein, er setze voraus, was in Frage steht: Wenn die kausale Theorie nämlich wahr ist, dann ist es nicht die Theorie, sondern die Wirklichkeit selbst (das Vorliegen bestimmter Kausalrelationen), wodurch genau eine Interpretation als die intendierte ausgezeichnet wird. Der Grund, warum Putnam diese Möglichkeit nicht zugestehe, liege letztlich in einer internalistischen Konzeption des Geistes: Unser Bild der Wirklichkeit dürfe nur aus Teilen bestehen, die uns im Denken *unmittelbar* zugänglich sind (was für Kausalrelationen zwischen Sprache und Welt gerade nicht gilt). Dieser Vorwurf entbehrt nicht einer gewissen Ironie, da Putnam einer der Vorreiter externalistischer Konzeptionen des Geistes gewesen ist (vgl. Putnam 1975a).

6.2.4 In einem Beitrag, den Putnam eigens für diesen Band verfaßt hat, nimmt er den Faden an dieser Stelle wieder auf: Gestützt auf eine neue Rekonstruktion des modelltheoretischen Arguments durch Igor Douven weist Putnam darauf hin, daß Devitt und andere Kritiker des „Noch mehr Theorie“-Schritts eine von ihnen selbst akzeptierte Bedingung verletzen: Eine Theorie über die Beziehungen zwischen Sprache und Wirklichkeit sollte empirisch überprüfbar sein. Das modelltheoretische Argument, so Putnam jetzt, zeigt folgendes: Entweder die KTB ist eine empirische Theorie; dann kann sie, wie das modelltheoretische Argument zeigt, keine Sprache-Welt-Relation als die eindeutig intendierte auszeichnen. Oder sie zeichnet eine solche Relation als die intendierte aus; doch dann handelt es sich bei ihr nicht

um eine empirisch überprüfbar Theorie, sondern um metaphysische Spekulation. Es ist also möglich, das modelltheoretische Argument zurückzuweisen, jedoch nur um den Preis einer, wie Putnam es nennt, „magischen Theorie der Bezugnahme“: Man postuliert eine eindeutige Beziehung zwischen Sprache und Welt, doch um welche Beziehung es sich handelt und worauf sie beruht, bleibt prinzipiell unerklärbar.

Putnam verteidigt sein modelltheoretisches Argument also gegen die Kritik Devitts. Das bedeutet jedoch nicht, daß er das Argument im Ergebnis weiterhin für richtig hält. Es beruht Putnams heutiger Auffassung nach auf der falschen Voraussetzung, daß unser Zugang zur Wirklichkeit stets durch Repräsentationen irgendeiner Art (Sinnesdaten, „Vorstellungen“, Muster neuronaler Reize etc.) vermittelt ist. Diese „Interface-Konzeptionen“ des Verhältnisses zwischen Denken und Welt hält Putnam inzwischen für einen der Grundfehler der gesamten Philosophie seit Descartes. Putnam schickt seiner Diskussion des modelltheoretischen Arguments daher eine kurzgefaßte Geschichte seiner Haltung zum Realismus voraus, in der er schildert, wie er vom metaphysischen zum internen Realismus gelangt ist und was ihn bewogen hat, den internen Realismus schließlich zugunsten eines direkten Common-Sense-Realismus aufzugeben.

6.3 Teil 3: Dummett, Blackburn, Wright. Gibt es eindeutige Kriterien, die eine philosophische Position als realistisch bzw. antirealistisch kennzeichnen? Diese Frage steht im Vordergrund der drei letzten Texte dieses Bandes:

6.3.1 Michael Dummett hat den gegenwärtigen Stand der Diskussion um den Realismus in zweifacher Hinsicht maßgeblich beeinflusst: Zum einen geht auf ihn die Auffassung zurück, daß der Realismus im Kern eine semantische These ist, die für einen bestimmten Gegenstandsbereich besagt, daß Aussagen darüber eindeutig wahr oder falsch sind. Zum anderen hat Dummett ein neuartiges bedeutungstheoretisches Argument gegen den Realismus entwickelt.

(a) Zunächst zu Dummetts semantischer Reformulierung des Realismus. Dummett zufolge ist die *uneingeschränkte* Anerkennung des sogenannten Bivalenz- oder Zweiwertigkeitsprinzips notwendig und hinreichend für den Realismus. Warum das? Nehmen wir gegen den radikalen und gemäßigten Realismus an, eine Aussage könne nur dann wahr sein, wenn wir dies (zumindest prinzipiell) feststellen können. Das Analoge gelte auch für den Fall, daß die Aussage falsch ist.

Falls es nun keine Möglichkeit gibt, ihre Wahrheit oder Falschheit festzustellen, müssen wir offenbar zugestehen, daß die Aussage weder wahr noch falsch ist. Ohne eine Garantie, daß wir für jede Aussage entweder ihre Wahrheit oder ihre Falschheit feststellen können, zwingt die Ablehnung des Realismus also zur Ablehnung des Bivalenzprinzips. Und auch umgekehrt gilt Dummett zufolge, daß man als Realist auf die Anerkennung des Bivalenzprinzips festgelegt ist: Von vagen Aussagen hier einmal abgesehen, würde eine denk- und erkenntnisunabhängige Wirklichkeit für jede Aussage eindeutig entscheiden, ob sie wahr oder falsch ist – selbst wenn wir nicht herausfinden könnten, welches von beidem der Fall ist.

Gegen den von Dummett angenommenen Zusammenhang zwischen Realismus und Bivalenz sind eine Reihe von Einwänden erhoben worden (vgl. Devitt 1991, Schantz 1996, sowie Blackburn 1980, in diesem Band 189-192). Dummett sieht diese Schwierigkeiten und versucht sie auszuräumen (vgl. in diesem Band 146-156).

(b) Nun zu Dummetts bedeutungstheoretischem Argument gegen den Realismus. Die Brücke zwischen Bivalenzprinzip und Bedeutungstheorie besteht in der Gleichsetzung von Satzbedeutung und Wahrheitsbedingung: Die Bedeutung eines (assertorischen) Satzes zu kennen, heißt, die notwendige und hinreichende Bedingung dafür zu kennen, daß der Satz wahr ist. Die Entscheidung zwischen Realismus und Antirealismus hinsichtlich einer bestimmten Klasse von Aussagen hängt Dummett zufolge daher davon ab, ob die Bedeutung dieser Aussagen auch in solchen Wahrheitsbedingungen bestehen kann, deren Vorliegen wir prinzipiell nicht feststellen können. Diese Möglichkeit besteht zum Beispiel im Rahmen der „wahrheitskonditionalen“ Bedeutungstheorie Davidsons (vgl. Davidson 1967, 1990). Laut Davidson kennt man die Bedeutung einer Aussage dann, wenn man erstens weiß, unter welchen Bedingungen der Satz wahr ist, und zweitens, was die einzelnen Bestandteile des Satzes dazu beitragen, diese Wahrheitsbedingungen festzulegen. Dabei verwendet Davidson *Wahrheit* als unanalysierten Grundbegriff, der nicht auf Begriffe wie z.B. *Verifikation* oder *Rechtfertigung* zurückgeführt werden kann – m.a.W.: Wahrheit ist Davidson zufolge radikal nicht-epistemisch. Ein Satz kann demnach über Wahrheitsbedingungen verfügen, deren Erfüllung wir prinzipiell nicht feststellen können. Dummett bezeichnet diese Auffassung daher als „realistische Bedeutungstheorie“.

Dummetts semantisches Argument gegen den Realismus geht aus von der Fregeschen Einsicht, daß die Bedeutung sprachlicher Ausdrücke etwas *Öffentliches* ist. Mit dem späten Wittgenstein – und ge-

gen Freges eigene Auffassung – schließt Dummett nun aus dem öffentlichen Charakter sprachlicher Bedeutung, daß die Bedeutung eines Satzes vollständig im sprachlich-kommunikativen *Gebrauch* bestehen muß, den wir von ihm machen. Allein dieser Gebrauch (im Gegensatz etwa zu einem psychischen Vorgang wie dem Fregeschen „Fassen“ eines Gedanken) ist restlos öffentlich zugänglich. Nun besteht der korrekte Gebrauch eines (Aussage-)Satzes im wesentlichen darin, mit ihm Behauptungen aufzustellen, und zwar unter Bedingungen, die eine solche Behauptung rechtfertigen: Man behauptet nur dann zu Recht, daß es regnet, wenn man Grund zu der Annahme hat, daß es regnet. Einen Satz, für oder gegen dessen Wahrheit niemals etwas spricht, könnte man also auch niemals korrekterweise verwenden, um mit ihm eine Behauptung aufzustellen. Und das heißt nach Dummett, daß es für ihn auch keine Umstände gibt, unter denen man im Sprachverhalten vollständig zeigen („manifestieren“) kann, welche Bedeutung man diesem Satz gibt. Die Bedeutung eines Satzes kann Dummett zufolge daher nicht über das hinausgehen, was wir (prinzipiell) verifizieren oder zumindest plausibel machen können.

Dummett gelangt so zu einer verifikationistischen Bedeutungstheorie, deren Grundbegriff nicht ein „realistischer“ (d.h. nicht-epistemischer) Wahrheitsbegriff ist, sondern der Begriff der Verifikation (bzw. der Rechtfertigung). Allerdings kann man darüber streiten, ob diese Auffassung sich tatsächlich aus Dummetts Prämissen ergibt. Insbesondere der Schluß auf Dummetts Lesart der sogenannten „Manifestationsbedingung“ ist umstritten (vgl. z.B. Appiah 1986; Blackburn 1980, in diesem Band 191f.). Dummett zufolge kann man nur dadurch für andere eindeutig „manifestieren“, welche Bedeutung ein Aussagesatz hat, indem man mit ihm dann, wenn dies gerechtfertigt ist, eine Behauptung aufstellt oder ihm auf Nachfrage zustimmt. Dagegen haben zahlreiche Kritiker eingewandt, daß dieser Begriff von Manifestation viel zu eng ist. Schließlich kann man auch zeigen, wie man einen Satz versteht, indem man aus ihm Folgerungen zieht, ihn in hypothetischen Überlegungen als Prämisse verwendet oder indem man seine sprachlichen Bestandteile korrekt in Aussagen verwendet, die ihrerseits über Bedingungen gerechtfertigter Behauptbarkeit verfügen.

6.3.2 Dummett geht es allerdings nur in zweiter Linie um eine Kritik am Realismus. In erster Linie geht es ihm darum, dem Streit zwischen Realismus und Antirealismus eine Form zu geben, die es überhaupt erst erlaubt, ihn argumentativ zu entscheiden. Die Frage, wor-

um es in der Realismusedebatte eigentlich geht und was als Argument für oder gegen den Realismus gelten kann, steht auch im Mittelpunkt der Beiträge von Simon Blackburn und Crispin Wright. Blackburn vertritt wie Rorty eine „neutralistische“ Position (s.o. Abschnitt 4). Er bedient sich der Figur des „Quasi-Realisten“, der hinsichtlich eines bestimmten Gegenstandsbereichs eine antirealistische Auffassung vertritt, sich jedoch darum bemüht, dies mit einer intellektuellen Praxis zu vereinbaren, die sich in nichts von der des Realisten unterscheidet. Der Quasi-Realist ist also ein als Realist verkleideter Antirealist. Blackburn untersucht nun vier Testfälle für den Quasi-Realisten, d.h. vier „intellektuelle Praktiken oder Gedanken“, die scheinbar dem Realisten vorbehalten sind: erstens den Gedanken, daß eine Theorie, die man (dauerhaft) für wahr hält, dennoch falsch sein könnte (Putnam); zweitens die Auffassung, jede Aussage sei entweder wahr oder falsch (Dummett); drittens die Unterscheidung zwischen regulativen und konstitutiven Prinzipien (Ramsey); und viertens die Ansicht, daß der Realismus die beste Erklärung für den Erfolg wissenschaftlicher Forschung und die Konvergenz wissenschaftlicher Auffassungen sei (noch einmal Putnam). Blackburn kommt in allen vier Fällen zu dem Ergebnis, daß der Quasi-Realist, trotz seines antirealistischen Ausgangspunktes, diese scheinbar realistischen Thesen und Praktiken teilen kann. Das scheint zunächst für die Sache des Antirealismus zu sprechen, weil auf diese Weise manche kontraintuitiven Konsequenzen (wie die Ablehnung des Bivalenzprinzips) vermieden werden können. Doch Blackburn weist zu Recht darauf hin, daß sein Ergebnis, wenn es denn zutrifft, letztlich zeigt, daß es zwischen Realisten und Antirealisten keinen wirklichen Streitpunkt gibt: Abgesehen von der realismustypischen Rhetorik und unbestimmten Bildern und Metaphern gibt es nichts, was ein Antirealist nicht ebenso gut sagen kann wie ein Realist.

6.3.3 Auch Crispin Wright sucht in seinem hier abgedruckten Beitrag, der die wichtigsten Grundgedanken seines Buches *Truth and Objectivity* (1992b) enthält, nach einem Lackmestest für den Realismus. Anders als Blackburn schlägt Wright jedoch vor, den Dummettschen Antirealismus als Ausgangspunkt zu akzeptieren und Wahrheit versuchsweise mit dauerhaft gerechtfertigter Behauptbarkeit zu identifizieren. Die Frage ist nun, ob es Gründe gibt, über diesen, wie Wright es nennt, „minimalen“ Wahrheitsbegriff in Richtung Realismus hinauszugehen. Er untersucht daher verschiedene Testkriterien (u.a. nicht-epistemischer Wahrheitsbegriff, Konvergenz der Meinungen),

von denen sich herausstellt, daß ihre Ergebnisse in unterschiedliche Richtungen weisen können. Zumindest *eines* von ihnen legt für *eini-ge* Aussagen eine Abweichung von einem minimalen Wahrheitsbegriff nahe, während andere Kriterien dies nicht tun. Wrights Überlegungen legen somit eine Differenzierung nahe: Statt hinsichtlich eines bestimmten Gegenstandsbereichs von einem Gegensatz zwischen Realismus und Antirealismus zu sprechen, sollten wir vielleicht zwischen verschiedenen Hinsichten unterscheiden, in denen ein Gegenstandsbereich oder eine Klasse von Aussagen als realistisch oder anti-realistisch beurteilt werden können.

Auch wenn Wright in der Grundtendenz seiner Überlegungen dem Dummettschen Antirealismus verpflichtet bleibt, kann seinen Ergebnissen zufolge von einem klaren Gegensatz zwischen Realismus und Antirealismus nicht mehr die Rede sein. Andere Autoren (wie auf unterschiedliche Weise z.B. Nagel, Devitt und inzwischen auch Putnam) halten dagegen daran fest, daß unser vorthoretisches Vertrauen in die Denkunabhängigkeit der Wirklichkeit uns auf eine Form von Realismus festlegt, die mit antirealistischen Auffassungen nicht vereinbar ist (vgl. dazu auch Willaschek 1999, Kap. 2). Die Debatte geht weiter.

Literatur

- Appiah, Anthony 1986: *For Truth in Semantics*, Oxford
- Blackburn, Simon 1980: „Truth, Realism, and the Regulation of Theory“, in ders., *Essays in Quasi-Realism*, Oxford 1993, 15-34; zuerst in *Midwest Studies in Philosophy* V (1980); dt. in diesem Band 177-208
- Burnyeat, Myles F. 1982: „Idealism and Greek Philosophy: What Descartes Saw and Berkeley Missed“, in G. Vesey (Hg.), *Idealism Past and Present*, Cambridge, 19-50
- Carnap, Rudolf 1928: *Scheinprobleme in der Philosophie. Das Fremdpsychische und der Realismusstreit*, Frankfurt/M. 1966
- Davidson, Donald 1967: „Truth and Meaning“, in ders., *Inquiries into Truth and Interpretation*, Oxford 1984, 17-36; dt. in ders., *Wahrheit und Interpretation*, Frankfurt/M. 1986
- Davidson, Donald 1990: „The Structure and Content of Truth“, in *Journal of Philosophy* 87, 279-328
- Denyer, Nicholas 1991: *Language, Thought, and Falsehood in Ancient Greek Philosophy*, London
- Devitt, Michael 1991: *Realism and Truth*, 2nd Edition, London
- Dummett, Michael 1973: „The Philosophical Basis of Intuitionist Logic“, in ders., *Truth and Other Enigmas*, London 1978, 215-247
- Field, Harty 1982: „Realism and Antirealism in Mathematics“, in *Philosophi-*

- cal Topics* 13, 45-70
- Fine, Arthur 1984a: „The Natural Ontological Attitude“, in J. Leplin (Hg.), *Scientific Realism*, Berkeley 1984, 83-107
- Fine, Arthur 1984b: „And Not Anti-Realism Either“, in *Nous* 18, 51-65
- Franzen, Winfried 1982: *Die Bedeutung von „wahr“ und „Wahrheit“*, Freiburg/München
- Franzen, Winfried 1992: „Totgesagte leben länger. Beyond Realism and Anti-Realism: Realism“, in Forum für Philosophie Bad Homburg (Hg.), *Realismus und Antirealismus*, Frankfurt/M., 20-65
- Goodman, Nelson 1978: *Ways of Worldmaking*, Indianapolis; dt. *Weisen der Welterzeugung*, Frankfurt/M. 1990
- Grundmann, Thomas/Stüber, Karsten (Hgg.) 1996: *Philosophie der Skepsis*, Paderborn
- Horwich, Paul 1990: *Truth*, London
- Jäger, Christoph (Hg.) 1998: *Analytische Religionsphilosophie*, Paderborn
- Kant, Immanuel 1781: *Kritik der reinen Vernunft*, hg. von R. Schmidt, Hamburg 1956
- Kutschera, Franz v. 1995: „Zwei Formen des Realismus“, in H. Lenk, *Neue Realitäten – Herausforderung der Philosophie: Vorträge und Kolloquien*, XVI. Deutscher Kongreß für Philosophie, Berlin 1995, 445-459
- Leplin, Jerrett (Hg.) 1984: *Scientific Realism*, Berkeley
- Lewis, David 1984: „Putnam's Paradox“, in *Australasian Journal of Philosophy* 62, 221-236
- Maddy, Penelope 1988: „Mathematical Realism“, in *Midwest Studies in Philosophy* XII, 275-286
- Nagel, Thomas 1986: *The View from Nowhere*, Oxford; dt. *Der Blick von Nirgendwo*, Frankfurt/M. 1992
- Neurath, Otto 1932: „Protokollsätze“, in *Erkenntnis* 3, 204-214
- Papineau, David (Hg.) 1996: *The Philosophy of Science*, Oxford
- Putnam, Hilary 1962: „The Analytic and the Synthetic“, in ders., *Mind, Language, and Reality*, Cambridge 1975, 33-69
- Putnam, Hilary 1975: „The Meaning of ‚Meaning‘“, in ders., *Mind, Language, and Reality*, Cambridge 1975, 215-271; dt. *Die Bedeutung von „Bedeutung“*, Frankfurt/M. 1979
- Putnam, Hilary 1981: *Reason, Truth, and History*, Cambridge; dt. *Vernunft, Wahrheit und Geschichte*, Frankfurt/M. 1982
- Putnam, Hilary 1990: *Realism with a Human Face*, hg. v. J. Conant, Cambridge (Mass.)
- Quine, Willard Van Orman 1951: „Two Dogmas of Empiricism“, in ders., *From a Logical Point of View*, Cambridge (Mass.) 1953, 20-46; dt. in ders., *Von einem logischen Standpunkt*, Frankfurt/M. 1979
- Quine, Willard Van Orman 1981: „Things and Their Place in Theories“, in ders., *Theories and Things*, Cambridge (Mass.) 1981, 1-23; dt. in ders., *Theorien und Dinge*, Frankfurt/M. 1985
- Rorty, Richard 1972: „The World Well Lost“, in ders., *Consequences of Pragmatism*, Minneapolis 1982, 3-18; dt. in diesem Band 67-85

- Rorty, Richard 1986: „Pragmatism, Davidson, and Truth“, in E. LePore (Hg.), *Truth and Interpretation*, Oxford; wieder in R. Rorty, *Objectivity, Relativism, and Truth*, Cambridge 1991, 126–150; dt. „Pragmatismus, Davidson und der Wahrheitsbegriff“, in E. Picardi/J. Schulte, *Die Wahrheit der Interpretation*, Frankfurt/M., 55–96
- Sayre-McCord, Geoffrey (Hg.) 1988: *Essays on Moral Realism*, Ithaka/London
- Schaber, Peter 1997: *Moralischer Realismus*, Freiburg/München
- Schantz, Richard 1996: *Wahrheit, Referenz und Realismus*, Berlin/New York
- Schlick, Moritz 1934: „Über das Fundament der Erkenntnis“, in *Erkenntnis* 4, 79–99
- Sellars, Wilfrid 1956: „Empiricism and the Philosophy of Mind“, in *Minnesota Studies in the Philosophy of Science*, Vol. 1; wiederabgedruckt als Wilfrid Sellars, *Empiricism and the Philosophy of Mind*, Cambridge (Mass.) 1997; dt. *Empirismus und die Philosophie des Geistes*, Paderborn 2000
- Willaschek, Marcus 1999: *Über den mentalen Zugang zur Welt. Realismus, Skeptizismus und Intentionalität*, Habil. Münster (Veröffentlichung in Vorbereitung)
- Wittgenstein, Ludwig 1921: *Logisch-philosophische Abhandlung*, in ders., *Werkausgabe*, Frankfurt/M. 1984, Band 1, 7–85
- Wright, Crispin 1992a: „Realism: The Contemporary Debate – W(h)ither Now?“, dt. „Wohin führt die aktuelle Realismusdebatte?“, in diesem Band 209–241
- Wright, Crispin 1992b: *Truth and Objectivity*, Cambridge (Mass.)

Donald Davidson

Was ist eigentlich ein Begriffsschema?

Die Philosophen vieler Richtungen sprechen gern von Begriffsschemata. Es heißt, Begriffsschemata seien Mittel zur Gliederung der Erfahrung; sie seien Kategoriensysteme, die den Daten der Empfindung Gestalt verleihen; sie seien Standpunkte, von denen Individuen, Kulturen oder Zeitalter die vorüberziehende Schau überblicken. Es sei möglich, daß eine Übersetzung von einem Schema ins andere ausgeschlossen ist, und in diesem Fall haben die Überzeugungen, Wünsche, Hoffnungen und Kenntnisse, die für die eine Person charakteristisch sind, für den Vertreter eines anderen Schemas keine echten Gegenstücke. Sogar die Realität sei schemarelativ: Was in einem System als wirklich gilt, brauche in einem anderen nicht dafür zu gelten.

Selbst die Denker, die gewiß sind, daß es nur ein einziges Begriffsschema gibt, stehen unter dem Bann des Schemabegriffs – auch Monotheisten haben Religion. Und wenn sich jemand daranmacht, „unser Begriffsschema“ zu beschreiben, setzt seine Haus-Aufgabe (sofern wir ihn wortwörtlich verstehen) voraus, daß es konkurrierende Systeme geben könnte.

Der Begriffsrelativismus ist eine berauschende und exotische Theorie bzw. er wäre es, wenn wir uns wirklich einen Begriff davon machen könnten. Das Problem ist (wie so oft in der Philosophie), daß es schwerfällt, die Verständlichkeit zu verbessern, ohne die Begeisterung zu verlieren. Dies ist jedenfalls die These, für die ich argumentieren werde. ↓

Durch berechnete Beispiele wohlvertrauter Art werden wir zu der Vorstellung angeregt, wir verstünden gewaltige Begriffswandlungen oder tiefreichende Gegensätze. Mitunter ist eine Idee, wie die der relativitätstheoretisch definierten Gleichzeitigkeit, von solcher Bedeutung, daß mit ihrem Hinzutreten ein ganzer Wissenschaftszweig ein neues Ansehen annimmt. Manchmal sind Revisionen der Liste der in einem Fach für wahr gehaltenen Sätze so gravierend, daß wir womöglich das Gefühl haben, die betroffenen Termini hätten ihre Bedeutung geändert. Sprachen, die sich zeitlich oder örtlich in weiter Entfernung entwickelt haben, können sich in ihren Mitteln zur Handhabung dieses oder jenes Bereichs der Erscheinungen weitgehend unterscheiden.